



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Literatur.

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

Das wäre denn in schönster Ordnung. Ich führe und gewinne Ihnen Ihren Prozeß, würdiger Freund und Gönner; aber nun auch im vollsten Vertrauen — jetzt sagen Sie mir 'mal um Gotteswillen, weshalb haben Sie eigentlich Kricke-
rode nicht mitgegründet?

(Fortsetzung folgt.)



Literatur.

Staatsrecht der preussischen Monarchie. Von Ludwig von Köhne, Vierte vermehrte und verbesserte Auflage. In fünf Bänden. Leipzig, F. A. Brodhans, 1884.

Die neue Auflage des bekannten Werkes hat bereits mit dem vierten Bande ihren vorläufigen Abschluß gefunden. Die fünfte Auflage sollte nach der Vorrede vom April 1881 der Darstellung des Verfassungs- und Verwaltungsrechtes der Körperschaften der Selbstverwaltung — Provinzen, Kreise und Gemeinden — enthalten. Diese Absicht hat der Verfasser jedoch aufgegeben, weil er eine solche Darstellung erst dann für passend hält, wenn die für die östlichen Provinzen ergangene Gesetzgebung auf die andern Teile der Monarchie ausgedehnt sein wird. Wir beklagen diese Enthaltbarkeit umso mehr, als die Ausdehnung jener Gesetzgebung doch vielleicht länger dauern wird als der Verfasser annimmt. Wenn auch seinem hohen, in reichen Ehren erlangtem Alter die wohlverdiente Ruhe zu gönnen ist, so wäre dieses doch auch ein Grund, die Arbeit noch unter Dach zu bringen. Ueberdies sind die Grundzüge der erwähnten Gesetzgebung an und für sich bereits gegeben, die Ausdehnung auf die westlichen Teile des Landes wird an diesen Grundzügen nicht rütteln, sondern nur Abweichungen und Einzelheiten enthalten.

Im übrigen hieße es Eulen nach Athen tragen, wenn man noch etwas Besondres zum Lobe dieses Werkes anführen wollte. Der großartige Aufbau preussischer Verfassung und Verwaltung hatte bis auf Köhne keine systematische Bearbeitung erfahren; er war der erste, der es unternahm, das ungeheure Material zu sichten und auf klare und bestimmte Grundregeln zurückzuführen, und die zahllose Menge von Streitfragen zu entscheiden, welche sich aus dem Konflikte des vorkonstitutionellen Rechtes zu dem der konstitutionellen Monarchie ergaben. Gerade bei Entscheidung dieser einzelnen Fragen wird man nicht selten von dem Verfasser abweichen, aber auch darum wird man ihm stets dankbar sein für das mit unsäglicher Mühe herbeigefasste Material und für die Präzision, mit der er Gründe und Gegengründe abwägt. Seit Köhne Harmonie in dieses Chaos nebeneinander bestehender Vorschriften gebracht hat, hat auch das preussische Staats- und Verwaltungsrecht, teils im ganzen, teils in wichtigen Einzelfragen, andre Bearbeiter gefunden. Aber sie alle fußen auf Köhne und stehen auf dessen Schultern. Das preussische Staatsrecht wird für ewige Zeiten mit Köhnes Namen verknüpft sein.

Anfangsgründe der Volkswirtschaft. Von Dr. E. J. Kiehl. 3. Auflage. Neu bearbeitet von Franz Richter, Professor an der niederösterreichischen Landes-Oberreal- und Handelsschule zu Krems. Berlin, Puttkammer und Mühlbrecht, 1884.

Je mehr ein Staatswesen gedeiht, wenn die einzelnen im Volke maßgebenden Interessen zu einer kräftigen Vertretung gelangen, umso wünschenswerter ist es, daß die volkswirtschaftlichen Grundbegriffe sich in die weitesten Volksschichten verbreiten. Leider liegt in dieser Beziehung im deutschen Schulwesen noch vieles im

Argen. Namentlich wäre zu wünschen, daß in unsern Mittelschulen, die als letztes Ziel nicht die Vorbildung zur Gelehrtenlaufbahn, sondern die Erziehung für das praktische Leben haben, der Schulplan auch mehr im Hinblick auf dieses Ziel gefaßt würde. Dabei müßte freilich mancher Schulmeisterzopf und Schulmeisterhochmut fallen. Lassen wir die Volksschule hier beiseite, so möchte es uns scheinen, daß in den Mittelschulen lieber manches andre gelehrt und gelernt werden könnte als einige französische oder englische Brocken, die später nur noch wie ein Märchen aus alter Zeit klingen. Zu dem manchen andern rechnen wir auch die Anfangsgründe der Volkswirtschaft. Würde hier die deutsche Jugend mit etwas Kenntnis aus der Schule ins Leben treten, dann würden wir doch nicht garsoviel Urteilslosigkeit begegnen und es würde nicht alles blindlings geglaubt werden, was die parteiische Tagespresse und die wüste Agitation vorpredigen. Mit Recht wendet sich daher Koscher in seinen Lehrbüchern nicht bloß an die Gelehrten, sondern auch an andre Berufsstände, allein das Studium seiner Werke setzt doch eine Bildungsstufe höherer Art voraus. In dem Kiehl'schen Buch dagegen begrüßen wir einen äußerst brauchbaren Leitfaden, der wohl geeignet ist, die Anfangsgründe der Volkswirtschaft auch in den mittlern Schulen zu behandeln. Bei einer sehr verständigen Einteilung des Stoffes werden meistens in kurzen und klaren Sätzen die Begriffe gegeben und daran knappe Erörterungen teils im Text, teils in der Anmerkung geknüpft. Der Lehrer findet dabei noch immer Gelegenheit zu einem erläuternden Vortrag, der Schüler einen Anhaltspunkt für sein Gedächtnis. Die Kiehl'sche Bearbeitung hat noch den Vorzug, daß sie auch die in neuester Zeit brennend gewordenen Fragen sachgemäß und unparteiisch erörtert und auch sonst die Kiehl'sche Anleitung ergänzt. In Osterreich ist das Buch für die Handelslehranstalten empfohlen. In Preußen bekümmert sich leider der Staat um Fachschulen sehr wenig; er überläßt das meiste den Gemeinden, den Korporationen und der Privatindustrie. Deshalb wird auch das vorliegende Buch schwerlich auf eine öffentliche Empfehlung rechnen können. Umsomehr erachten wir es für unsre Pflicht, den Leserkreis der Grenzboten auf diesen Leitfaden aufmerksam zu machen.

Die Kunst des Vortrags. Von Emil Palleske. Zweite Auflage. Stuttgart, Carl Krabbe, 1884.

„Das Material, die Sprache, wie es die ganze Außen- und Innenwelt des Menschen umfaßt, dringt darauf, daß der ganze Mensch mit Auge und Ohr, mit Empfindung und Willen, mit seinem Charakter und seinen Überzeugungen anrete, um ein sprachliches Kunstwerk im weitesten Sinne wiederzugeben. . . . Wenn wir von allem Gewinne absehen, welcher für Deutlichkeit und Schönheit der Aussprache, für die Klärung der Phantasie und dadurch für das Gedächtnis, für den Willensakt aus dem rhythmischen Vorlesen entspringt, so bleibt hier noch ein ungleich größerer, wenigstens leichter und allgemeiner erfreuender Segen zu verzeichnen, als bei den Kunstübungen des Zeichners und der Musik, ein Segen, welcher aus den Vorlagen selbst — und das ist das ganze Gebiet deutscher und deutsch überseheter Dichtungen — durch die aufnehmende Phantasie in das Gemüt, in den ganzen seelischen Menschen übergeht. Wer von Jugend auf die laute Musik des Wortes, in Taft und Klang den geheimnisvollen Reiz schöner Form eingesogen hat, die ja nur im Bündnis mit tiefem, tüchtigem Inhalt leben kann, der wird nie von der Krankheit des Lesehungers unheilbar befallen werden, einer der entsetzlichsten, an der die Phantasie leiden kann. . . . Er wird daher lieber eine gediegene Novelle zehnmal wiederholen, als nach jedem „Ende“ einem neuen Teil

zustürzen. So bildet sich eine unsrer besten Eigenschaften: Treue gegen unsre Ideale."

Diese Zitate sollen eine Andeutung davon geben, wie tief der nun leider auch schon dahingegangene Emil Palleste seine Aufgabe gefaßt hatte. Der Vorleser ist ihm ein Nachdichter; um gut lesen und sprechen zu können, müsse man ins innerste Wesen des zu lesenden Werkes eindringen. Darum ist aus seiner Vortragslehre eigentlich eine Poetik geworden, eine Poetik, die lehrreicher ist als viele Handbücher, welche direkt mit dem Anspruch, eine solche zu liefern, auftreten. Bei der Physiologie und Psychologie, die beide beim ungelöststen Rätsel des Zusammenhangs zwischen Bewegung und Bewußtsein aneinanderstoßen, hat Palleste über die Beschaffenheit der Sprachwerkzeuge und der Sprachentwicklung Erkundigungen eingeholt, und von den Erklärungen rein mechanischer Vorgänge führt er hinauf ins Reich der Phantasie, jenes „Jenseits," welches das sinnliche Diesseits eigentlich regiert, hinauf in die feinsten Verzweigungen eines lyrischen Kunstwerks von Schiller oder Goethe. Dabei ist sein Buch nichts weniger als eine trockene Lektüre geworden. „Ich habe für Leser geschrieben, sagt er in der Vorrede zur ersten Auflage, welche auch einmal über dieses Thema unterhalten sein wollen, welche hören wollen, was ein Mann, der aus der Kunst des Vortrages einen Lebensberuf gemacht hat, an Erfahrungen, Beobachtungen, Studien über diese Kunst vorbringen kann." Nur soweit, als dieser Vorleser selbst eine ganze Individualität war, die darnach strebte, in ihr Erfahrungsnetz Einheit zu bringen, nur soweit ist sein Buch eigentliches System geworden; dieses liegt weniger in der Methodik, als in der Persönlichkeit des Lehrers. Aber eben darin liegt die schönste und auch literarisch wertvolle Eigenschaft seines Buches; es ist die Autobiographie eines Künstlers, mit allen Reizen solcher intimen Mitteilungen. Ganz individuell trägt er die scheinbar trockensten Dinge vor, und er hat durchaus ein Recht, mit seinem Ich beliebig hervorzutreten, da ja dieses Ich doch nur ein erkenntnis-suchendes ist. Mit der Erzählung, wie er Schauspieler wurde und dabei sich im Schweiße seines Angesichts um die richtige Aussprache des Zungen-R anstatt des Keh-R bemühte, beginnt er seine Vortragslehre, und mit dem höchst begeisterten Lobe seines Lieblings Fritz Reuter, dessen Werke er bekanntlich überall in Deutschland zur Vorlesung brachte, schließt er. Aber wie liebenswürdig erscheint er, wenn er von sich erzählt! Welchen warmen Anteil nehmen wir an einem so gleichmäßig gebildeten, wahrhaft begeisterten Apostel seiner Kunst, der uns so tiefe Einblicke in die Poesie gewährt! Und so künstlerisch hat Palleste sein Buch komponiert, daß er diesen persönlichen Anteil des Lesers selbst benutzt, um solche, denen er trockene Erörterungen nicht zumuten kann, zu fesseln, um seinem Buche vor allem jenen Leserkreis zu sichern, für den er es eigentlich bestimmt hat: die Jugend männlichen und weiblichen Geschlechts. Man kann ihr auch zur Einführung in ein feineres Verständnis der Poesie keinen besseren Lehrer wünschen. Wir berühren da ein sehr unerquickliches Kapitel; kein Gebiet literarhistorischer oder ästhetischer Arbeit ist so vernachlässigt, wie das der Poetik und der Kommentare zu unsern klassischen Dichtern. Die kleinlich triviale Art, in der Heinrich Dünker diese Kommentare geschrieben hat, ist eher schädlich und geradezu tödlich für ein keimendes Interesse an Poesie; die germanistischen Philologen verraten auch wenig Talent für Förderung des Verständnisses poetischer Werke und ihrer eigentümlichen Schönheit; die spekulative Ästhetik endlich benimmt jede Unmittelbarkeit und macht unfähig zum Eingehen auf das Detail lyrischer Schönheit. Da sind Analysen, wie sie Palleste von einzelnen Gedichten in seiner „Kunst des Vortrags" geliefert hat, wahrhaft

musterhaft und von unschätzbarem Werte. Wir wüßten nicht, wie man lehrreicher in das Wesen der Lyrik, der Ballade, der Fabel eingeführt werden könnte, als durch die Art, in der Palleste die Fabeln Gellerts, einzelne Oden Klopstocks, Schillers Taucher, den Erbkönig und den Fischer Goethes zum Zweck eines guten Vortrages analysirt; wir wissen ja, was er unter einem solchen Vortrage verstand. Es ist eine wirklich produktive Art der Kritik, eine von allem Doktrinären freie Ästhetik in ihnen. Eine Sammlung solcher Analysen, eine in dieser Weise kommentirte Ausgabe von Schillers Gedichten müßte das Verständnis der Poesie mehr fördern als sämtliche Schriften Dünkers oder seinesgleichen. Schade, daß Palleste tot ist! Sicherlich hat er neben seiner Schiller-Biographie sich kein schöneres Denkmal setzen können als mit seiner „Kunst des Vortrags.“

Haus Wartenberg. Ein Roman von Oskar von Redwitz. Berlin, Wilhelm Herz (Bessersche Buchhandlung), 1884.

Mit gemischten Gefühlen legt der Kritiker dieses Buch aus der Hand. Er ist sehr wohl überzeugt, soweit er den Geschmack des großen deutschen Publikums kennt, daß dieser neue Roman des nunmehr auch zum Geiste der fortschrittlichen, freien Wissenschaft bekehrten frommen Sängers der „Amaranth“ viele deutsche Mädchen und Jungfrauen, auch viele Biedermänner entzücken wird. Er verhehlt sich durchaus nicht die Tugenden dieses neuen Werkes, und er wird jenen braven Leuten ihre Freude daran nicht verargen. Er würde sich, sollte er es persönlich mit einem von ihnen zu thun haben, sehr wohl hüten, ihnen ihr Recht zur Begeisterung zu bestreiten — denn bei gewissen Dingen fängt in der Kunst die Region des Individuellen an, das gleichwohl noch immer nicht absolut subjektiv ist, wo nicht mehr mit allen über den Wert eines Werkes gestritten werden kann. Wie gut hat es Redwitz verstanden, die schwachen Seiten jenes eben bezeichneten und glücklicherweise für den Verleger so zahlreichen Publikums herauszufühlen und ihnen zu schmeicheln! Sentimentalität, vage Begeisterung für das Gute, Schöne und Wahre, für das nunmehr auch so glorreich erstandene deutsche Reich, eine, wenn man näher zusieht, freilich etwas brüchige Versöhnung von gläubigem Christentum mit den Ideen der neuen und besonders der Naturwissenschaften, ein schwärmerisches Reflektiren über den hohen Flug derselben u. dergl. m. — das sind ja die Charakterzüge der durchschnittlichen Bildung jenes Publikums, und das sind auch die Eigentümlichkeiten der Redwitzschen Muse. Finden sich da nicht zwei gleichgesinnte Seelen? Zwar wird auch manches der lieben begeisterten Mädchen nicht umhin können, zu bedauern, daß dieser große Dichter ein von der Birch-Pfeiffer (Jane Eyre) bis auf die Marlitt doch tüchtig ausgequetschtes Motiv behandelt habe. Es dreht sich nämlich auch im „Haus Wartenberg“ alles um die Gouvernante (natürlich einen wahren Ausbund ihres edeln Geschlechts, ein konzentrirtes Exemplar der Vereinigung sämtlicher weiblichen Tugenden, vom Wäschewaschen bis zum Phantasiren auf dem Klavier nach eigener Eingebung); um die Gouvernante, sagen wir, in welche sich der Bruder ihrer Schülerin (der traditionellen Lustspielnaive) verliebt, um sie nach all den Schwierigkeiten, die einer Mesalliance eines gräflichen Majorats Herrn mit einer simpeln bürgerlichen Professorstochter im Wege stehen, als sein ehrenhaft vor Gott und Menschen angetrautes Eheweib heimzuführen. Das wird selbst manches liebe gebildete deutsche Jungfräulein bedauern. Aber wozu war es auf der „höheren Töchterschule,“ wo Ästhetik mit ganz besonderm Nachdruck vorgetragen wurde, wenn es sich nicht schnell des Axioms derselben erinnerte, daß in der Kunst nicht der Stoff, sondern die Form die Hauptsache ist und das Urtheil begründen soll?

Und mit diesem siegreichen Argument wird das liebe Fräulein den bösen Rezenten, der ja von Berufswegen die neuere Literatur verfolgt und vernichtet, ganz sicher aus dem Sattel heben. Denn ist nicht die Form in diesem Roman, trotz seines abgedroschenen Motivs, ganz vorzüglich? Wie hübsch die einheitliche Komposition! wie glatt die Prosa! wie fein säuberlich alles! Eine klare Exposition, eine geschickte Verwicklung, ein überraschendes Ende! Und selbst das Motiv — ist es nicht originell gewendet? Im Mittelpunkt der Handlung steht garnicht die Gouvernante, sondern die idealisch hohe Mutter des Liebhabers — eine so großartige Mutter, daß man förmlich erschöpft wird in Liebe zu ihr. Und der Konflikt ist nicht etwa banal so gestellt, als würde es sich bloß um den alten Kampf zwischen Bürgertum und Adel handeln — im Gegenteil! Der Vater des Liebenden, der Graf Eberhard von Wartenburg, ist seinerseits ein viel zu edler, guter, großartiger Mensch, als daß er so roh denken könnte, den Bürger ganz zu verachten. Nein, er schätzt ihn, nur sitzt ihm seine feudale Tradition zu tief im Blute, um den Gedanken zu ertragen, daß ein Sohn von ihm, sein Majoratserbe ein ganz gewöhnlicher, „zivilis“ Dr. phil., ja gar ein Universitätsprofessor sein könnte! Also dies der Konflikt: zwischen dem militärischen Geist des Mittelalters und dem friedlich wissenschaftlichen Sinn der modernen Zeit muß gewählt werden. Das ist die originelle Wendung, welche Redwitz seinem alten Motiv gegeben hat. Und ist nicht seine Begeisterung für die Wissenschaft (fährt unser Jungfräulein fort) etwas Großartiges? wurde je ihre sittliche Größe mächtiger gefeiert? ja ist nicht dieser Roman selbst von der göttlichen Gewalt des Ethos ganz und gar durchzogen? feiert er nicht die göttliche Liebe gegenüber irdischen, menschlichen Satzungen? sind nicht alle Gestalten, die auftreten, idealisch schön und gut und sittlich, von der Gouvernante, der Gräfin Mutter herab bis zum Kammerdiener Stephan, der vierzig in Ehren ergraute Jahre bei der gnädigen Herrschaft verbracht hat? — Sie haben Recht! würde der Kritiker zerknirscht dem lieben Mädchen antworten, tausendmal Recht! Redwitz hat sich befreit von den Banden eines bestimmten dogmatischen Glaubens und bekennt sich zu einer immanenten Sittlichkeit, sieht den Gott nicht über den Wolken, sondern im menschlichen Herzen selbst, das ist sehr schön von ihm! Also, ruft das Jungfräulein triumphierend aus, sein Roman ist ein Kunstwerk, wie „Hermann und Dorothea,“ wo ja auch ein Sohn um ein Mädchen wirbt, welches der Vater ablehnt, die Mutter aber protegirt, wie die Gräfin Wartenburg selbst einmal in einer Szene mit ihrem starrköpfigen Gatten bemerkt. Und es fehlt auch nicht der große historische Hintergrund in dem Familienbilde, so wenig wie bei Goethe: was bei diesem die französische Revolution ist, ist für Redwitz der deutsch-französische Krieg. Und wie schön sind die glorreichen Tage von Sedan geschildert! Also spricht die deutsche Jungfrau. Die Gute! warum beschwört sie den Geist Goethes herauf! Freilich, sie trifft die Schuld nicht, Redwitz selbst hat ihr den Wink dazu gegeben und leider hat er auch die Erinnerung an jene poetische Kunst heraufbeschworen, die kein von Sentimentalität triefendes Weltbild giebt, die keine Spekulationen auf das gute deutsche, jetzt auch so patriotisch stolze Herz unternimmt. Und nichts anderes ist dieses Hereinziehen des letzten Krieges in die Handlung seines Romans, mit der der Krieg in keinem inneren organischen Zusammenhange steht. Denn wenn man versuchen wollte, diesen etwa so zu erklären, daß die Erfolge des deutschen Schulmeisters auf den Schlachtfeldern von Gravelotte und Sedan die einseitig militärische Tradition des deutschen, speziell preußischen Adels durchbrechen und ihn veranlassen müssen, die Beschäftigung mit den Wissenschaften, den Beruf des Gelehrten als ebenbürtig dem militärisch-feudalen

Lebensideale gegenüber aufstellen, so widerspricht der Autor selbst dieser Auslegung, da er den Konflikt schließlich dadurch löst, daß der aus der Art geschlagene junge Graf auf sein Majorat verzichtet und es einem nächsterbberechtigten Verwandten überläßt, welcher aber Soldat ist! Mit dieser, gelinde gesagt, sehr vorsichtigen Lösung des Konfliktes, die es mit keiner Partei verderben will, hat Redwig den einzig denkbaren idealen Zusammenhang seiner Handlung mit der hereingezogenen Weltgeschichte selbst durchschnitten, und es bleibt nichts als ihr allgemeiner und nebelhafter Idealismus übrig. Redwig ist nichts weniger als ein Schüler Goethes, dazu mangelt es ihm, künstlerisch sowohl als menschlich, an Naivetät, an klarem Sinn für Wirklichkeit, dazu bemüht er sich zu wenig um jene hohe lakonische Kunst des Epikers, welche in vollkommener Objektivität verharret und sich nicht der Monologe, Briefe, Tagebücher in so überreicher Weise bedient, wie es Redwig' Technik beliebt. Und endlich würde ein Goethe, aber auch ein kleinerer Dichter, wofern er nur Sinn für Natur hätte, nicht so triviale und eher parodistisch stimmende Gedichte, wie es die „Gouvernantenlieder“ seiner Heldin sind, zu einem ernstern Faktor der Handlung machen. Das Lob, welches er ihnen durch den Mund seiner Gestalten spendet, zeigt von sehr schlechtem Geschmack.

Deutsche Soldaten- und Kriegslieder aus fünf Jahrhunderten (1386—1871). Gesammelt und herausgegeben von Hans Ziegler. Leipzig, Breitkopf und Härtel, 1884.

Aus den zahlreichen vorhandenen Sammlungen „historischer“ Volkslieder — man denke, was allein Freiherr von Ditsfurth im Laufe der Jahre zusammengebracht und herausgegeben hat — eine Auswahl der besten und charakteristischsten Erzeugnisse zu veranstalten, die das ganze große Gebiet umspannt und sich doch in handlicher Form präsentiert, war ein sehr glücklicher Gedanke. Der Herausgeber der vorliegenden Sammlung hat diesen Gedanken mit außerordentlicher Liebe und Begeisterung für die Sache und, soviel wir sehen, auch mit der nötigen Genauigkeit und Sorgfalt durchgeführt. Sein Buch zerfällt in zwei Hälften: in eine rein lyrische (Soldatenlieder) und eine mehr epische (Kriegslieder). Die erste, 171 Nummern umfassende, gliedert sich wieder nach den Motiven: „Soldaten-Lust und Leid,“ „Werbung und Abschied,“ „Leben und Treiben,“ „Liebesleben,“ „Auf dem Marsche,“ „Vor und in der Schlacht,“ „Vom Sterben auf grüner Haide“ in sieben Abteilungen. In der zweiten Hälfte, die aus 192 Nummern besteht, hat sich eine Gliederung im Anschluß an die Geschichte und Kriegsgeschichte ziemlich von selbst ergeben; die erste Gruppe umfaßt die Zeit von den Schweizerkriegen bis zur Uebergabe von Metz (1386—1552), die zweite reicht vom Beginn des dreißigjährigen Krieges bis zur Zerstörung von Heidelberg (1620—1689), in der dritten hat der Herausgeber die Türkenkriege und den spanischen Erbfolgekrieg vereinigt (1529—1737), vier und fünf sind dem österreichischen Erbfolgekriege und den Feldzügen Friedrichs des Großen (1741—1786), der französischen Campagne und den Freiheitskriegen (1792—1815) gewidmet, die letzte gilt dem schleswig-holsteinischen und dem deutsch-französischen Kriege (1848—1871).

Möge die Sammlung, die ein ebenso großes poetisches wie kulturgeschichtliches Interesse gewährt, in den gebildeten Kreisen des deutschen Heeres, auf die sie vor allem berechnet ist, recht freundliche Aufnahme finden!

Für die Redaktion verantwortlich: Johannes Grunow in Leipzig.
Verlag von F. V. Herbig in Leipzig. — Druck von Carl Marquart in Reudnitz-Leipzig.